

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen Viertel. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestelgeb.

**Redaktion:** Tauscher Str. 19/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telephon** 2721.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 5-spaltige Pettzelle oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwärzter Satz nach höherem Tarif. — Der Verlag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Tageskalender.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung veröffentlicht weitere Greiterentwürfe in Höhe von 122 Millionen Mk. (Siehe: Politische Uebersicht.)

Der alte Bergarbeiterverband beschloß Wahlentscheidung bei den Arbeiterauswahlschaften im Ruhrrevier. (Siehe: Deutsches Reich.)

Der Semstwo-Kongress in Moskau erklärte sich mit Mehrheit für das allgemeine Wahlrecht. (Siehe: Revolution in Rußland.)

## Parteigenossen!

Im Juli dieses Jahres haben wir bereits einmal einen Aufruf an Euch gerichtet, in dem wir Euch hießen, Euer Solidaritätsgefühl für unsere im russischen Reich kämpfenden Genossen dadurch zu betätigen, daß Ihr die Selbstsammlungen für die Opfer der russischen Revolution veranstaltet.

Die damaligen Sammlungen haben einen Ertrag von über 170 000 Mark ergeben. Aber wie erfreulich dieses Resultat ist, es reicht nicht entfernt, um die furchtbaren Wunden zu heilen, die seitdem wieder der heldenmütigen und unergleichlichen Kampf geschlagen hat, den das russische Proletariat unter Führung seiner Genossen gegen das stuch- und schmachbeladene Regiment der russischen Zarismen führt.

Zehntausende und aber Zehntausende sind wiederum im Laufe weniger Monate als Schlachtopfer tot oder verwundet geblieben, Zehntausende sind die Gefangenen, Zehntausende Frauen und Kinder befinden sich infolge dieser Kämpfe in schrecklichstem Elend oder in bitterer Not und sind der Verzweiflung nahe. Und noch ist kein Ende dieses Kampfes abzusehen.

Die deutsche Arbeiterklasse, welche dem russischen und polnischen Proletariat einen vollen Erfolg seiner heldenmütigen Anstrengungen zum Sturze des russischen Despotismus und für eine neue, bessere und gerechtere soziale und politische Ordnung der Dinge im russischen Reich wünscht, kann durch schleunige Sammlung von Geldmitteln die ungeheure Not und das Elend der Opfer lindern, die dieser einzig dastehende Kampf für die Befreiung Rußlands bisher gelöst hat.

Parteigenossen! Wir rufen deshalb nochmals an Euch die Aufforderung, sofort und überall Geldsammlungen in die Wege zu leiten und den Ertrag dieser Sammlungen an unsere Kameraden, Genossen

### Albin Gerisch

Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu senden. Für eine gerechte Verteilung der eingehenden Beiträge werden wir Sorge tragen.

Parteigenossen! Trich an! Betätigt durch eine möglichst umfassende Sammlung Eurer tatkräftigen Sympathien mit unsern kämpfenden Genossen und Euer Mitgefühl mit den Opfern dieses Niesenkampfes.

Hoch die Internationalität der Sozialdemokratie!  
Berlin, den 28. November 1905.

Der Parteivorstand.

## Flottenpolitik und Sozialpolitik.

Leipzig, 24. November.

Laßt alle Hoffnung draußen! Das ist der Willkommenruf, den der Führer der bürgerlichen Sozialreformer, Herr Professor Ernst Franke, in seiner Sozialen Praxis den Reichstagsabgeordneten in dem Augenblicke zuruft, wo sie sich anscheiden, zu neuer Arbeit in Berlin zusammen zu treten. Verzweifelt ringt dieser Prophet des sozialen Königtums seine Hände und wehklagt also:

Wir beklagen aufs tiefste, daß seit geraumer Zeit die Sozialpolitik wieder einmal das Asehenbröckel unserer inneren Politik ist. Nicht was die Medien und Verheißungen angeht: Man kann sich kaum in wärmeren und deutlicheren Worten für die Notwendigkeit und Nützlichkeit sozialer Reformen zugunsten der Armen und Schwachen aussprechen, als wie dies der Reichskanzler in den Tagen der Etatsdebatten vom 21.—23. Januar 1903 vor dem Reichstag getan hat. Und wir erinnern uns gut der Zusagen des Staatssekretärs des Innern vom 30. Januar 1904 hinsichtlich der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine und der Arbeitskammern. Aber die Tatsachen nicht im Einklang mit den Worten. Das faktische Ergebnis der Sozialpolitik der letzten Jahre ist sehr mager: Die Reform des Gewerbegerichtsgefes vom 29. September 1901, die Revision der Seemannsordnung vom 2. Juni 1902, das Kinderzuschußgesetz vom 30. März 1903, das Gesetz zur Krankenversicherung vom 23. Mai 1903, das Gesetz über die Kaufmannsgerichte vom 6. Juli 1904, die dürftige Berggesetznovelle in Preußen vom 2. August 1905 und ein paar Einrichtungsverordnungen für Arbeitervereine. Das ist alles! Quantitativ mag es ja immerhin noch reichlich aussehen — in Wirklichkeit ist es blutwenig für fünf lange Jahre, für die Fülle von Forderungen und für das Drängen großer Probleme!

So verhalten auch jetzt selbst bei den eifrigsten Offizieren, die alle Hände voll zu tun haben mit Pfatierung der Aufgaben der Session, nicht ein Sterbenswörtchen, mit welchem sozialpolitischen Programm die Reichsregierung vor das Parlament treten werde. Und wir fürchten beinahe, dies Schweigen rührt davon her, daß eben nichts zu sagen ist.

Der ahnungsvolle Engel! Die nächste Zukunft schon wird erweisen, wie richtig Herr Franke beim Niederschreiben dieses letzten Satzes „gefürchtet“ hat! Wir verstehen den Schmerz des guten Professors, der an das Märchen vom sozialen Königtum in der Tat lange Jahre ernsthaft geglaubt hat, zu würdigen und wollen es ihm deshalb nicht allzusehr aufpassen, daß er in seiner Aufzählung der sozialpolitischen „Errungenschaften“ der letzten fünf Jahre auch das sogenannte Bergarbeiterzuschußgesetz registriert, das sich in der Praxis sofort, wie unsre Leser wissen, als ein Arbeitertrauergesetz der allerinfamsten Art entpuppt hat.

Im übrigen kennzeichnet in den zitierten Sätzen Herr Franke, wie gesagt, die Situation nicht übel und man könnte für den Mann mit den verlorenen Illusionen vielleicht sogar eine gewisse mitleidige Sympathie empfinden,

wenn er nicht — als echter deutscher Professor — seinen Artikel auf einer haarsträubenden Inkonsequenz aufgebaut hätte. Er leitet sein Klageged über den völligen Stillstand der Sozialpolitik nämlich dadurch ein, daß er warnt eintritt — für die Flottenvorlage! Es ist die alte Naumannsche Ideologie, die als Parteipolitik in den allgemeinen Wahlen von 1903 so jämmerlich Schiffbruch gelitten hat: Weltpolitik und Sozialpolitik! Noch immer nicht ist Herr Professor Franke dahinter gekommen, daß es sich bei Sozialreform und kapitalistischer Weltpolitik, zumal in ihrer neuereichsdeutschen Spielart, um Gegenfächer handelt, die sich rundweg ausschließen, um zwei Wege, die nach ganz verschiedenen Zielen führen. Immer noch deklamiert Herr Franke mit der Logik der nationalsozialen Flottenprofessoren von 1898 und 1900: Saurer Hering ist ein schönes Gericht, Schlagfahne ist auch ein schönes Gericht, wie herrlich muß erst saurer Hering mit Schlagfahne schmecken!

Nicht so kann die Parole heißen: Weltpolitik und Sozialpolitik, sondern die Frage steht klipp und klar: Weltpolitik oder Sozialpolitik? Wir reden gar nicht einmal von einer prinzipiell auf die völlige Umgestaltung der ganzen Gesellschaftsordnung hinarbeitenden Sozialreform allergrößten Stils, wie sie die Sozialdemokratie treiben würde, wenn sie die Macht dazu hätte und wenn die Vorbedingungen für eine friedliche gesellschaftliche Umwälzung gegeben wären. Selbst eine nur einigermaßen ernsthaft gedachte bürgerliche Sozialreform ist mit kapitalistischer Weltpolitik schlechweg unverträglich.

Herr Franke argumentiert heute genau wie vor sechs, sieben Jahren so: Deutschlands Industrie ist zum großen Teile Exportindustrie, ist also angewiesen auf den Seehandel. Dieser aber bedarf des Schutzes durch eine starke Kriegsslotte. Soll daher die Lage der Industrie gesichert bleiben, soll sie so leistungsfähig sein, daß sie sozialpolitische Lasten tragen kann, so muß sie und muß mit ihr naturgemäß; also auch das Proletariat für diese starke Kriegsslotte eintreten. Ohne Flotte kein Arbeiterschutz! — Vor wenigen Tagen erst wurde an dieser Stelle prinzipiell auseinandergelegt, daß — wie die Bourgeoisie früher einmal selbst sehr gut wußte — die Blüte der Industrie eines Landes nicht von der Zahl seiner Torpedos, Kreuzer und Panzerkolosse abhängt, sondern in erster Linie von der Leistungsfähigkeit und Intelligenz seiner Arbeiterklasse, daß man Abkommärkte nicht mit Kanonen erobert. Für diese sehr triviale Wahrheit möchten wir heute nun einen Zeugen anführen, der auch Herrn Prof. Franke oder vielmehr gerade ihm durchaus unverdächtig erscheinen wird: seinen Bruder im Flotten glauben, den Herrn Theodor Barth. Als dieser nämlich noch nicht seinen Tag von Damaskus erlebt hatte, der ihm aus einem skeptischen Saulus zu einem naiv-gläubigen Paulus machte, da dachte er über die Beziehungen von Flotte und Handel recht vernünftig. Am 20. März 1897 er-

## Seuilleton.

### Garman & Morse.

Roman von Alexander Rielland.  
(Nachdruck verboten.)

#### VIII.

Gustav Oskar Karl Johann Torpander verzehrte sich an seiner stillen Liebe. Jeden Groschen, den er entbehren konnte, verwendete er teils dazu, seine Person zu schmücken, teils dazu, den Brüdern der Geliebten freizuhalten. Denn er hatte noch nie den Mut gehabt, Marianne irgendein Geschenk anzubieten.

Der Umweg, den er auf diese Weise in seiner Liebe machen mußte, war nicht besonders angenehm für den Schweden, und die Trinkgelage in der Stütze des Pechmanns, an denen er teilnehmen mußte, um Marianne für einen Augenblick zu sehen, waren ihm geradezu widerwärtig.

Im Anfang fühlte sich Marianne sehr geplagt durch die Anbetung des Buchdruckergehilfen. Sie war seit ihrer frühesten Jugend daran gewöhnt, sich gegen die Männer zu wehren; denn sie war sehr hübsch gewesen. Aber nach ihrem Unglück wurde jede Subdigung, die ihr dargebracht wurde, mehr zu einer Nachstellung, und der Abscheu, den sie zeigte, wurde im allgemeinen mit einem ungläubigen Nacheln oder einer derben Anspielung aufgenommen.

Es lag etwas über alle Beschreibung Schreckliches darin, daß die Männer es nicht glauben wollten, daß sie es ernst meinte, wenn sie sich wehrte; und darum hatte sie vor jedem Ansatze, der sich ihr näherte,

Aber wie sie sah, daß Torpander fortfuhr, sich in derselben Entfernung zu halten und höflich bis zur Chrysbie-

lung war, gewöhnte sie sich an ihn und fühlte schließlich eine Art von Mitleid mit ihm. Aber gegen Tom Robson nährte sie einen unüberwindlichen Abscheu.

Aber sie sah auch Tom von seiner schlimmsten Seite — wenn er trank. Am Vormittag dagegen konnte Tom Robson sogar etwas von einem Gentleman an sich haben. Er trug immer seine, blaue Tuchkleider, ein buntes Hemd und, wenn es trocken war, amerikanische Segeltuchschuhe.

Es war ein Vergnügen für den jungen Konsul, seine Morgenrunden auf der Werft mit Mr. Robson zusammen zu machen. Die Arbeit ging gut vonstatten, und es sah aus, als ob das Schiff hübsch und stattlich werden würde. Der Konsul konnte so gut wie alle andern Tom Robsons Schwäche. Aber wenn er nur auf seine Arbeit acht gab, mochte er seine freie Zeit verwenden, wie er selbst wollte. Es war ein althergebrachter Grundsatz der Firma: je weniger man sich mit den Dingen beschäftigt, desto besser arbeiten sie, und desto weniger Schwierigkeiten hat man mit ihnen.

Ich meine, das Schiff wird im Frühling fertig? sagte der junge Konsul eines Tages im Anfang Juli.

Wenn der Winter nicht zu feucht wird, Herr Konsul! antwortete Tom.

Ich möchte gern, daß wir es am fünfzehnten Mai vom Stapel laufen sehen, sagte Konsul Garman halb laut; aber sprechen sie mit niemandem über den Tag. Verstehen Sie, Mr. Robson?

All right, Sir! entgegnete Tom. Nicht einmal seinem Freund Master Gabriel verriet Tom den Tag; er sagte nur, daß es einmal im Frühling sein würde, und damit gab sich Gabriel zufrieden. Dagegen plagte ihn seine Neugier sehr, zu erfahren, welchen Namen das Schiff erhalten würde. Tom schwor darauf, es nicht zu wissen, und Worten antwortete, daß das Schiffsingenieur gar nichts angeginge, woraus Gabriel den Schluß zog, daß keiner von ihnen Bescheid wisse — jedenfalls nicht Worten.

Den ganzen Sommer über ging es Gabriel schlecht in der Schule. Es war auch zu viel verlangt, daß er über den Büchern liegen sollte, während den ganzen Tag unten auf der Werft gearbeitet, gerufen und geklopft wurde. Seine Reserven boten einen traurigen Anblick dar, und jeden Monat, wenn er sie beim Vater vorzeigen sollte, nahm er sich vor, eine kleine Rede zu halten, deren Hauptinhalt war, daß er nicht studieren, sondern ins Kontor kommen, zur See gehen oder sonst etwas machen wollte. Aber jedesmal, wenn er vor den klaren, kalten Augen stand, war jedes Wort spurlos aus seinem Gedächtnis entschwunden, und er sah so dummen und verwirrt aus, daß der Vater den Kopf schüttelte, wenn er ging: „Es ist doch sonderbar mit diesem Jungen, daß er nie erwachsen wird.“

In der ersten Zeit, als Madeleine nach Sandsgaard gekommen war, war es ein großer Trost für Gabriel gewesen, sich ihr anzuvertrauen. Aber jetzt war sie ihm zu klug geworden; sie ließ sich nicht mehr erschrecken, wenn er damit bröhte, zur See zu entfliehen oder dem Adjunkt Robson Mattenpulver in den Grog zu tun. Und schließlich fing er an, auf Kandidat Delphin eifersüchtig zu werden.

Der Sekretär beschäftigte sich offenbar viel mit Madeleine, das hatte Frau Janny lange gemerkt. Und je mehr ihre klaren, glänzenden Augen beobachteten, was vorging, desto sicherer wurde es ihr, daß sie in die eigentümliche Situation geraten war, die Gardedame zu spielen.

Sie wußte, daß Delphin verschiedentlich am gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt teilgenommen hatte; er war weder so jung, noch so grün, wie die Sekretäre, die ihr Vater sonst zu haben pflegte. Darum hatte sie sich darauf gefreut, ihn zu sehen. Aber wie er dann kam, sich gleich ergab und sie mit Bewunderung zu überschätzen anfing, dachte sie: Ach, pah! er ist ja nicht anders, wie alle die andern.

Jetzt dagegen fing sie an, sich ihn etwas genauer anzusehen. Es war vielleicht doch am besten, ihn nicht ganz